

Tropen« zwischen islamischer, christlicher und indischer Sexualität und dem gänzlichen Fehlen des Judentums dabei (170 f.) sind bemerkenswert. Ihre »Biblische Lektion« (301–313) über die »aus der Bibel möglichen Antworten« überlässt sich allerdings ein wenig zu undiszipliniert, wenngleich vital und geistreich, einem schnellen »midraschisieren« sehr verschiedener biblischer Texte. Zu Recht mag man die hebräische Bibel als Einheit sehen, doch sollte man nicht meinen, sie durch allgemeinste Überblicke schon relevant zu aktualisieren. Das Thema des Symposions von 1972 lautet: »Endogame oder exogame Ehe« (189–229), ein delikates Thema, dessen vorsichtige Behandlung sehr wohl auf die Schwierigkeiten hinweist, denen sich alle Richtungen des Judentums in dieser Frage konfrontiert sehen. Es folgen ein kleiner Beitrag von Joel Dorkam über die Frau in der Kibbuz-Gesellschaft und ein längeres Referat des Strassburger Soziologen Freddy Raphael: »Le couple—de l'image à la réalité« (233–266). Die Quellen jüdischer Tradition verarbeitet auf originelle Weise Léon Askenazi in seinem Vortrag »Le couple, créateur de l'histoire« (267–289). Der Romanist der Hebräischen Universität Jerusalem, Claude Vigée, stellt die Beziehungen zwischen Mann und Frau im Werk von Charles Baudelaire dar.

Je ein Beitrag zu beiden Tagungen verdient allerdings besonders hervorgehoben zu werden: das sind die »Talmudischen Lektionen« des bekannten Philosophen Emmanuel Levinas, die seit Jahren zu den Höhepunkten der Kolloquien zählen. (Vier von ihnen sind unter dem Titel »Quatre lectures talmudiques« 1968 bei den Editions de Minuit, Paris, auch separat erschienen.) Levinas, ein »dilettantischer« Talmudist im besten Sinne, wählt für jedes Kolloquium einen Talmudtext bzw. eine Diskussion aus, die in einem oft erst durch die Auslegung deutlich werdenden Zusammenhang mit dem Gesamthema der Veranstaltung steht. Levinas ist ein sehr eigenwilliger und tiefsinniger Ausleger, dessen Meisterschaft darin besteht, die so unzugänglichen talmudischen Texturen, und seien es die unscheinbarsten Äusserungen darin, dem »Laien« transparent und relevant zu machen, scheinbar mühelos. Levinas ist der Meister eines »modernen Midrasch«, wie es niemanden sonst gibt. 1971 legte Levinas fol. 67 a–68 a des Traktats Sanhedrin unter der Überschrift »Entsakralisierung und Entzauberung« aus (55–74); 1972 fol. 61 a des Traktats Berachot unter dem Thema: »Und Gott erschuf die Frau«. Auch abgesehen von der Attraktivität dieses eigenartigen Genres »talmudische Lektion«, steckt in diesem Sammelband viel Anregung für nichtjüdische Leser, die sich von den Themenkomplexen der Kolloquien ansprechen lassen. Gerade Offenheit und Pluralität, die die Debatten auszeichnen, beweisen, wie vital die kleine Gemeinschaft Judentum ist und wie sie sich weder einfach als Kirche oder »Sekte«, noch als Konfession oder nur Volk einordnen lässt.

Michael Brocke

ABRAHAM JOSHUA HESCHEL: A Passion for Truth. London 1973. Secker & Warburg. 336 Seiten.

Es liegt etwas Gleichnishaftes in der Tatsache, dass das letzte Buch des viel zu früh dahingegangenen grossen jüdischen Religionswissenschaftlers A. J. Heschel ein Buch über Reb Menahem Mendl von Kotzk ist. Dieser chassidische Rebbe lebte von 1787–1859 und unterschied sich von vielen seiner Vorgänger durch asketische Strenge; er hatte damit in seine Persönlichkeit etwas Prophetisches inkorporiert, indem er die Freude und Lebenslust abwies,

die sonst oft für den Chassidismus charakteristisch ist. Dem Kotzker ging es vor allem um Wahrheit; sie war nur durch Strenge gegen sich selbst, und das bedeutete auch Freiheit von vielem, zu erreichen. Ihm ging es um das Suchen, um das sich Entäussern vom eigenen Selbst, um dadurch der Wahrheit näherzukommen. In dieser Leidenschaft nach der Wahrheit gleicht der Kotzker Kierkegaard, worauf Heschel ausführlich eingeht. Trotz vieler von Heschel aufgewiesener Unterschiede war beiden ein Radikalismus gemeinsam, der den Kotzker in den letzten 20 Jahren seines Lebens in die totale Einsamkeit führte. Heschel verdeutlicht auch durch eine schöne Darstellung der Lehren des Baal Schem, dass die Lehre des Kotzker nur eine Seite chassidischen Lebens bedeutete. Im Judentum hat es stets beides gegeben: das Harte und die Selbstzucht sowie Weite und Erbarmen. In diesem Zusammenhang verweist Heschel auf eine recht zentrale Stelle in der rabbinischen Literatur, wo ganz deutlich die Problematik des Kotzker angedeutet wird, zugleich aber auch die Überwindung der scheinbaren Spannung: »Was betet er [gemeint ist Gott]: Es möge mein Wille sein, dass meine Barmherzigkeit meinen Zorn bezwinde, dass meine Barmherzigkeit sich über meine Eigenschaften (des Rechtes) wälze, dass ich mit meinen Kindern nach der Eigenschaft der Barmherzigkeit handle und dass ich ihretwegen nicht streng nach dem Rechte verfare« (Ber. 7a). Auf einer solchen Vorstellung ist ja übrigens auch der Gedanke des Jom Kippur aufgebaut, abgesehen davon, dass man aus dieser Talmudstelle eine ganze rabbinische Theologie entwickeln könnte. Heschel bemerkt, dass die Bezeichnung Gottes als »Rahmana« häufig im Talmud vorkommt; Gott wurde also weniger als Richter, sondern als der »Barmherzige«, der »Gnädige« vorgestellt. Der harten Linie des Kotzker stand also die andersgeartete Form chassidischer Frömmigkeit des Baal Schem gegenüber: »Einmal beklagte sich ein Mann beim Baal Schem über seinen Sohn. Dieser war unförmig geworden, auf dem Wege, das Judentum zu verlassen. »Was soll ich tun?« fragte der Vater den Rebben. »Liebst du deinen Sohn?« »Natürlich«, war die Antwort des Vaters. »Dann liebe ihn noch mehr«, riet ihm der Baal Schem.« Dieses schöne Buch müsste auch in deutscher Sprache vorliegen.

E. L. Ehrlich

KAFKA UND PRAG: Text Johann Bauer. Fotos Isidor Pollak. Gestaltung Jaroslav Schneider. Stuttgart 1971. Belser Verlag. 191 Seiten.

Dieses graphisch besonders schön gestaltete Buch enthält zahlreiche Prager Dokumente zur Biographie Kafkas, einiges ist hier zum ersten Male veröffentlicht worden. Der ganze Hintergrund Kafkas im Prag seiner Zeit, die Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen, all das wird hier in diesem Buch angedeutet. Das Besondere ist jedoch (neben den hervorragenden Abbildungen) die hier publizierten Dokumente der ehemaligen k. u. k. Statthalterei und der Polizeidirektion: Kafka, gesehen mit den Augen der Behörden, im Licht der Dokumente. Dabei ist nun besonders reizvoll, dass Kafka in seinen Werken schliesslich die Konfrontierung des Menschen mit dem Amt, mit dem Mechanismus der Behörden schildert, den Prozess, dem der Mensch bei dieser ständigen Auseinandersetzung mit der Bürokratie ausgesetzt ist. Wir finden in den Akten Kafkas Pass mit den Angaben: Geburtsjahr 1883, Statur: übermittel, Gesicht: oval, Haare: schwarz, Augen: dunkelblaugrau. Beinahe hätte Kafka sogar einen Orden erhalten, weil er sich um die Gründung eines Sanatoriums für nervenkranken Kriegsinvaliden verdient gemacht hatte. Die Behörden verloren jedoch den Wett-

lauf mit dem Kriegsende nur knapp. An dem Tage, an dem der Krieg zu Ende ging, waren alle bürokratischen Formalitäten überwunden, aber es gab dann keine k. u. k. Monarchie mehr, welche diese Auszeichnung hätte verleihen können.

In den Akten finden sich noch andere Papiere: Zu dem Zeitpunkt, als zehn Jahre nach seinem Tode bereits die erste Ausgabe seiner Schriften vorbereitet wurde (1934), wird Kafka von einer Militärbehörde gesucht, die ihm seinen Entlassungsschein aus dem Wehrdienst zustellen will. »Es dürfte schwerfallen, ein Beispiel zu finden, das die Absurdität des Behördenmechanismus krasser illustriert« (S. 122).

Ein Kapitel ist Kafka und den Frauen gewidmet, das vorletzte handelt von der Krankheit und dem Tod: »Den Tod wollen, die Schmerzen aber nicht, das ist ein schlechtes Zeichen. Sonst aber kann man den Tod wagen. Man ist eben als biblische Taube ausgeschiedt worden, hat nichts Grünes gefunden und schlüpft nun wieder in die dunkle Arche.« Das Buch wird für jeden, der sich mit Kafka beschäftigt, eine wertvolle Gabe sein, weil es den Hintergrund seines Lebens beleuchtet, ferner künstlerische Fotos enthält sowie keine Deutungen, die gezwungen und herbeigeht wären.

E. L. Ehrlich

GUIDO KISCH: Der Lebensweg eines Rechtshistorikers. Erinnerungen. Sigmaringen 1975. Jan Thorbecke Verlag. 259 Seiten.

Im Freiburger Rundbrief XXI/1969, Nummer 77/80, S. 109 durften wir die Autobiographie von Bruno Kisch, dem Kölner Kardiologen, anzeigen – nun ist ihr noch diejenige seines etwa anderthalb Jahre älteren Bruders, des nach der Vertreibung von seinem Hallenser Lehrstuhl gleichfalls in die USA emigrierten, nun aber schon seit 1962 in Basel mit grosser Fruchtbarkeit und ebensolchem Erfolg wirkenden Rechtshistorikers Guido Kisch gefolgt, die neben manchen, zu Vergleichen einladenden, aus der gemeinsamen Herkunft und dem verwandten Schicksal erklärlichen Parallelen auch starke Unterschiede aufweist, wertvolle Ergänzungen bringt und für das Fachgebiet ihres Verfassers, auf dem es solche Lebenserinnerungen grösseren Rahmens überhaupt noch nicht gibt, Neuland beschreitet.

Wenn man das »Vorwort« und das »Nachwort zum Vorwort« des Autors liest, in denen die Bedenken, besonderen Schwierigkeiten, aber auch glücklichen Umstände geschildert werden, unter denen dies Buch des 82jährigen in erstaunlich kurzer Frist niedergeschrieben ward, so erinnert man sich unwillkürlich an das grosse Werk von Georg Misch »Geschichte der Autobiographie« (3. Aufl., 3 Bände 1949–1962) und versucht, die vorliegende, ihrem hohen Rang und besonderen Charakter gemäss, einzuordnen, den wir in der nichts beschönigenden Aufrichtigkeit und dokumentarisch belegten Wirklichkeitstreue des Verfassers sehen.

Das Schicksal hat es ihm wahrhaftig nicht leicht gemacht: Nach einer behüteten Jugend in dem geliebten Prag – wie ergreifend wirkt gerade heutzutage das innige Verhältnis zu Vater und Mutter! –, nach dem in allen Einzelheiten so anschaulich geschilderten Studium der Rechte bei den »mit fortlaufendem Erfolg« lesenden Professoren der deutschen und bei denen der tschechischen Prager Universität, nach kurzem praktischem Justizdienst und einem den weiteren Lebensweg bestimmenden Studienjahr in Leipzig folgte an der dortigen berühmten Juristenfakultät vor einem »Parkett von Königen« 1915 die Habilitation, folgten erste, bedeutende Publikationen, folgten Berufungen nach Königsberg (1920), Prag (1921) – ein kurzes Inter-

mezzo – und Halle (1922), wo eine in jeder Hinsicht, wissenschaftlich wie pädagogisch, erspriessliche Tätigkeit nach der nationalsozialistischen »Machtergreifung« ein grausames Ende fand. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten wie der Charakterisierung von Gelehrten an den vom Verfasser besuchten Universitäten oder in den Fakultäten, denen er angehörte, oder auf politische Vorgänge, die er schildert, einzugehen. Weit über die Grenzen seines Arbeitsfeldes, der Deutschen Rechtsgeschichte, hinaus sind diese Kapitel – durch Anmerkungen sorgfältig ergänzt – von zeitgeschichtlichem Wert. Was den Leser vornehmlich beeindruckt, das sind all die gerade im akademischen Milieu, dem der Verfasser angehörte, spürbaren Anzeichen des kommenden Unheils und das weitgehende Versagen aller Mitmenschlichkeit nach seinem Ausbruch. Es folgen im dritten Buch (1935–1961), das unter dem Titel »Geküchtet und entrechtet« die schwere Zeit vor der Auswanderung, diese selbst und die – wenn auch in anderer Hinsicht – nicht minder schweren Jahre in den Vereinigten Staaten schildert, wiederum bewegende und tief nachdenklich stimmende Ausführungen, die, bei aller Dankbarkeit für jede gewährte Hilfe, doch auch viel menschliches Versagen und strukturelle Verschiedenheiten jener neuen Welt offenbaren – teilweise wiederum in Anlehnung an das Werk des Bruders –, die dem Verfasser nie zur Heimat werden konnte. Es ist rührend, in den im englischen Original beigegebenen Abschiedsworten nach 23jähriger Herausgeberschaft der von ihm ins Leben gerufenen Zeitschrift »Historica Judaica« zu lesen, unter welchen Bedingungen – von seiner Gattin wie immer aufs treueste unterstützt – Guido Kisch hat arbeiten müssen. Was er in diesen Jahrzehnten zur Geschichte des Judentums und seines Rechts hervorgebracht hat, etwa sein Buch über die Juden im mittelalterlichen Deutschland, hat dauernden Bestand.

Im letzten, bis 1972 reichenden Abschnitt darf nun der Leser mit tiefer Freude miterleben, wie dem Verfasser nach bedächtigem Wiederanknüpfen und Vorfühlen »unser Kontinent, das alte« – um mit Goethe zu sprechen – wieder einen in vieler Hinsicht idealen Wohn- und Arbeits-sitz geboten hat, und zwar, durch treue Freunde und bald auch Schüler ermöglicht, in der alten Humanisten- und Buchdruckerstadt Basel, deren geistesgeschichtlich bedeutsamste Epoche Guido Kisch in einer imponierenden Reihe von Werken, aus den dort grossenteils noch unerschlossenen Quellen geschöpft, darzustellen unternahm. Auch die Bundesrepublik Deutschland durfte – nach anfänglichem, nur allzu begreiflichem Zögern – des persönlichen Wirkens des Gelehrten teilhaft werden, dessen weit verstreute Schriften nun, nicht zuletzt dank der verständnisvollen Förderung durch den Verleger auch dieses Buchs, Georg Bensch, grossenteils wieder erschienen sind oder noch erscheinen werden. Auf den drei grossen Arbeitsgebieten, denen Guido Kisch seine ganze Kraft gewidmet hat, der Geschichte des mittelalterlichen sächsischen Rechts, des Judenrechts und der humanistischen Rechtswissenschaft – mit ihren Ausstrahlungen bis in die Geschichte des Ordenslands Preussen oder bis nach Bologna und Rom –, sind diese Werke heute unentbehrlich.

Wir legen die »Erinnerungen« des Verfassers mit einem bedrückenden – und mit einem beglückenden Gefühl aus der Hand. Bedrückend, weil ein Schicksal darin geschildert wird, das uns alle so oder so in seinen dunklen Blättern angeht, beglückend, weil es gemeistert wurde mit der Hilfe des Allmächtigen, zu dem sich der Autor mit den Worten des 90. Psalms wie in allem seinem Handeln bekannt hat und zu dem sich auch der Leser bekennt.

Hans Thieme